



50 000 Zuschauer verfolgen 2019 einen Auftritt des indischen Premierministers Narendra Modi in Houston.

SCOTT DALTON / BLOOMBERG

Von «Chimerica» zu «Amerindien»

Durch den Konflikt mit China finden Indien und Amerika immer stärker zueinander. In den USA selbst machen Indischstämmige wirtschaftlich und politisch Furore. Sie sind die erfolgreichste Einwanderergruppe aller Zeiten. Gastkommentar von Stephan Bierling

Ende September 2019 hielt der indische Premierminister Narendra Modi eine grosse politische Veranstaltung vor 50 000 kreischenden Fans in einem Sportstadion ab. Kaum erwähnenswert, mag man denken, schon gar nicht bei einer Bevölkerung von 1,3 Milliarden. Doch halt: Die Kundgebung fand nicht in Delhi oder Mumbai statt, das Stadion stand im texanischen Houston. Und nicht nur indischstämmige Bürger waren gekommen, sondern auch zwei Dutzend amerikanische Spitzenpolitiker, unter ihnen sogar der Präsident der Vereinigten Staaten, Donald Trump. Tatsächlich umschwänzelte sich die USA und Indien derzeit wie bei einem Balztanz.

Dabei waren die Beziehungen lange Jahrzehnte schlecht. Der Grund: Während Indien mit Moskau kungelte, hofierte Washington seit den frühen 1970er Jahren China, den Erzfeind Delhis, um im Kalten Krieg Druck auf die Sowjetunion auszuüben. Noch 1998 verhängte die Clinton-Administration Sanktionen gegen Indien wegen dessen Atomwaffentests. Heute vollziehen die USA eine Rolle rückwärts. Peking ist ihr neuer grosser weltpolitischer Rivale, und Washington braucht zu seiner Einhegung alle Partner, die es bekommen kann.

Widerstand gegen China

Indien ist in diesem Spiel der grosse Preis. Das Land betrachtet China von jeher mit Skepsis, 1962, 1967 und 1987 kam es sogar zu militärischen Konflikten an der 3440 Kilometer langen gemeinsamen Grenze. Erst im Mai 2020 gingen Soldaten beider Seiten in einem umstrittenen Abschnitt mit Steinen und Eisenstangen aufeinander los, zwanzig Inder starben. Zugleich wuchsen in Delhi Umzingelungsängste, weil China neue Häfen in unmittelbarer Nachbarschaft errichtet: in Pakistan, Bangladesh, Myanmar, Sri Lanka, Malaysia. Um Chinas

Indischstämmige sind weit überproportional vertreten in hochbezahlten Jobs wie Computerwissenschaften, Finanzmanagement und Medizin.

rapide wachsenden Einfluss zu kontern, nähert sich Indien den USA an.

Joe Biden verstärkt Trumps Pro-Indien-Kurs noch. Gegen den Widerstand aus Peking trommelte der neue Präsident im vergangenen März das erste, wenn auch Corona-bedingt nur virtuelle Treffen auf Ebene der Staats- und Regierungschefs der «Quad» zusammen. Diesen quadrilateralen Sicherheitsdialog der USA, Indiens, Japans und Australiens gibt es zwar schon seit 2004, aber lange dümpelte er vor sich hin. Jetzt soll er nach dem Wunsch Washingtons den Widerstand gegen Chinas ökonomische und militärische Expansion organisieren. Konkret wollen die vier erst einmal eine Lieferkette für strategisch bedeutende Metalle, die seltenen Erden, aufbauen, um Pekings Dominanz auf diesem Feld zu brechen. Das amerikanische Verteidigungsministerium dokumentierte den neuen Fokus auf Indien bereits 2018, als es sein Pazifisches Kommando in Indopazifisches Kommando umbenannte.

Erstaunlicher Wohlstand

Diese verstärkte amerikanisch-indische Kooperation hat auch eine gesellschaftliche Basis. Während die Reputation der USA unter Trump fast überall auf der Welt kollabierte, sahen 2019 immerhin 60 Prozent der Inder die Supermacht positiv. Vor allem jedoch wächst die Rolle der Indien-Amerikaner in den USA. Sie haben sich in den vergangenen zehn Jahren zu einer der wichtigsten ethnischen Einflussgruppen entwickelt. Die gerade veröffentlichten Zahlen der amerikanischen Zensusbehörde zeigen, dass vier Millionen indischstämmige Menschen im Land leben: 37 Prozent sind dort geboren, 39 Prozent wurden eingebürgert, 23 Prozent sind mit einem Studien- oder Arbeitsvisum im Land. Insgesamt machen sie zwar nur 1,2 Prozent der Bevölkerung aus, aber das ist doppelt so viel

wie im Jahr 2000. Ihre wirtschaftliche, gesellschaftliche und politische Bedeutung ist enorm.

Die Inder sind nämlich die erfolgreichste Einwanderergruppe aller Zeiten. Ihr durchschnittliches Haushaltseinkommen lag 2019 mit 123 700 Dollar doppelt so hoch wie der nationale Durchschnitt. Auf Platz 2 folgten mit 97 000 Dollar die Taiwan-Amerikaner. 25 Prozent der indisch-amerikanischen Haushalte kommen auf mehr als 200 000 Dollar im Jahr, nur 14 Prozent auf weniger als 40 000 Dollar – auch das Rekordwerte. Der Wohlstand ist Folge der exzellenten Ausbildung dieser Gruppe. 2019 waren 7 der 8 Sieger des Scripps Spelling Bee, des landesweiten Buchstabierwettbewerbs für Schüler unter 15 Jahren, indischer Herkunft. 79 Prozent der über 25-Jährigen haben einen College-Abschluss, nur Taiwan-Amerikaner schneiden mit 83 Prozent besser ab. Der nationale Durchschnitt liegt bei 34 Prozent.

Indischstämmige Bewohner der USA sind zudem weit überproportional vertreten in hochbezahlten Jobs wie Computerwissenschaften, Finanzmanagement und Medizin. 9 Prozent aller Ärzte haben indische Wurzeln, die Hälfte von ihnen sind Einwanderer. Dazu passt, dass der Neurochirurg Sanjay Gupta mit seinen Sendungen auf CNN und CBS und seiner Kolumne im «Time Magazine» seit zwanzig Jahren der bekannteste Arzt im Land ist. Auch Vivek Murthy, der Leiter des staatlichen Gesundheitsdiensts unter den Präsidenten Barack Obama und Biden, hat indische Wurzeln.

Noch dominanter sind die Indien-Amerikaner im Hightech-Bereich. 70 Prozent der 1,7 Millionen H-1B-Visa, die die USA seit 2009 für hochqualifizierte Arbeitskräfte vergaben, gingen an Inder. 2015, so ermittelte die Zeitschrift «Siliconindia», leiteten Inder ein Viertel der 20 000 Startups im Silicon Valley. In Seattle, der Heimat von Microsoft, Amazon und Boeing, kommen 40 Prozent der internationalen Tech-Arbeiter aus Indien. Satya Nadella und Sundar Pichai, die Chefs der Hightech-Giganten Microsoft und Google, sind die Stars der Szene.

«Ihr übernehmt das Land»

Auch politisch werden die Indischstämmigen wichtiger. Wie die meisten Neuankömmlinge oder ethnischen Minderheiten, unter ihnen Mexikaner, Juden, Araber, Koreaner, votieren die Indien-Amerikaner mehrheitlich für die Demokraten. Hauptgrund für diese Präferenz: Themen, die sie am meisten bewegen, wie Arbeitsplätze, Immigration, Krankenversicherung, Ausbildung, Frauenemanzipation, werden von ihnen engagierter angegangen als von den Republikanern.

Aber diese Loyalitäten ändern sich langsam: Bekam Obama noch 84 Prozent der Stimmen der Indien-Amerikaner, waren es bei Hillary Clinton nur mehr 79 und bei Biden 72 Prozent. Gleichzeitig lag die Wahlbeteiligung der Indien-Amerikaner bei den Präsidentschaftswahlen 2020 mit 71 Prozent von allen ethnischen Gruppen am höchsten. Diese eifrige Stimmabgabe und ihr Status als reichste Einwanderer führen dazu, dass sie Politiker beider Parteien als Wähler und Spender umwerben.

Bis vor kurzem konnten die Republikaner behaupten, die wichtigsten indischstämmigen Politiker kämen aus ihren Reihen: die Gouverneure Bobby Jindal in Louisiana (2008–2016) und Nikki Haley in South Carolina (2011–2017). Seither haben ihnen die Demokraten mit Kamala Harris, der Tochter einer aus Madras eingewanderten Krebsforscherin, den Rang abgelaufen. Sie wurde 2017 erste indischstämmige Senatorin und 2021 erste indischstämmige Vizepräsidentin der USA. In einem Telefonat mit der ebenfalls indischstämmigen Swati Mohan, der Chefin der Landemission des Mars-Rovers, scherzte Präsident Biden im März politisch nicht völlig korrekt: «Es ist erstaunlich, Indien-Amerikaner übernehmen das Land: Sie, meine Vizepräsidentin und mein Redenschreiber Vinay – ihr seid unglaublich.»

Hier schliesst sich der Kreis zur internationalen Politik. Zum einen wünscht die indische Diaspora in den USA laut einer Umfrage der Carnegie-Stiftung vom Oktober 2020 mit grosser Mehrheit stärkere Bindungen zwischen Washington und Delhi. Zum anderen sehen 65 Prozent von ihnen China «negativ» oder «sehr negativ» und damit ähnlich kritisch wie die Amerikaner mit 73 Prozent. Die Angst vor einem aggressiven Peking schweisst Politeliten und Bürger also über die Landesgrenzen hinweg zusammen.

2006 prägten der Historiker Niall Ferguson und der Ökonom Moritz Schularick den Kunstbegriff «Chimerica», um die symbiotische wirtschaftliche Verflechtung Chinas und Amerikas zu charakterisieren. Heute betonen beide Staaten die Gefahren einer zu grossen wechselseitigen Abhängigkeit und betreiben eine Politik des ökonomischen und technologischen Entkoppelns. Zwischen Amerika und Indien intensivieren sich hingegen die politischen und demografischen Beziehungen rasant. Vielleicht muss man «Chimerica» schon bald durch «Amerindien» ersetzen.

Stephan Bierling lehrt internationale Politik mit den Schwerpunkten USA und globale Machtverschiebungen an der Universität Regensburg.